

# Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung“.

Nr. 5.

Posen, den 4. Februar.

1883.

## Der Theaterkandidat.

Novelle von T. Tschürna.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Toni war beim Geräusche des vorfahrenden Wagens neugierig herbeigeeilt, jetzt stand sie stumm, die Stirne finster gefaltet.

Der Kandidat suchte einer Unart des Kindes vorzubeugen. Er eilte der Nachbarin voraus.

„Komm, Toni“, schmeichelte er, „komm mein Herzchen, sage Frau Winter guten Tag“.

Sie wandte ihm trotzig den Rücken.

„Komm, mein Kind“.

„Nein“.

Der Kandidat war in Verzweiflung, doch lief die Sache besser ab, als er zu hoffen wagte.

Frau Winters Feinfühligkeit ging augenblicklich in Wirthschaftsjorgen vollkommen unter, sie beachtete den Trostkopf kaum und ignorirte dessen Unhöflichkeiten.

Die Wirthschaft kam unter den flinken Händen der kleinen Frau halb wieder in die musterhafteste Ordnung. Peinliche Sauberkeit gab den Zimmern ein behagliches Ansehen, die schadhafte Möbel wurden ausgebessert, und der Kandidat kehrte mit tiefinnerstem Behagen wieder in das Gleis seines früheren Lebens zurück.

Zwei Jahre waren über der kleinen Familie hingerauscht.

Wieder einmal war der Sommer mit aller Herrlichkeit in's Land gezogen. An den Rändern der Gemüsebeete blühten hochstämmige Rosen, und unter ihnen, halb verborgen von den fruchtstrotzenden Stachel- und Johannisbeersträuchern, leuchteten die bunten Nelken, und die gellrothen Verbeeren zu ganzen Sträußen vereint, hervor.

Auf all' der bunten Sommerherrlichkeit lagen die letzten Tropfen eines Gewitterregens, aber schon strahlte die Sonne wieder in ungetrübter Klarheit, und nur selten noch huschten schattenhafte Wolkennachzügler über den tiefblauen Himmel.

„Jetzt gehe ich aber hinaus, es ist schon ganz trocken“, rief eine helle Kinderstimme, und die Besitzerin derselben sprang über die Thürschwelle, ohne der Gegenrede zu achten, die hinter ihr dreinschallte.

Sie war in den letzten Jahren wohl um einen Kopf gewachsen, die kleine Toni, und aus dem krausen Gelock waren lange, schwere Locken geworden, deren üppige Fülle sich hoch über dem zurückhaltenden Kamme aufbäumte. Dieses prächtige Haar war der geheime Stolz der Frau Winter; sie pflegte es sorglich, viel zu sorglich nach der Ansicht Tonis, die dem stets bereiten Kamme der Nachbarin nur widerwillig Stand hielt.

Der frühere Wildfang war die Kleine noch immer; das übermüthige Lachen, mit dem sie eben ihr Entrinnen feierte, die neckisch trotzige Bewegung, mit der sie zum Entsetzen der nachschauenden Frau Winter in die herabhängenden Baumzweige griff, um sich jauchzend von einem Tropfenschwall überrieseln zu lassen, bewiesen es zur Genüge.

Sie trug ein Buch unter dem Arme, ein Märchenbuch aus der nächsten Leihbibliothek, die an ihr eine gute Kundin hatte, denn Toni war nun längst eine kleine Gelehrte und Lesekundige. Kurz nach dem Umzuge hatte der Kandidat mit dem Unterrichte Tonis begonnen und er erlebte viel Freude an ihr. Zwar

war sie durchaus kein fleißiges Kind, im Gegentheil, sie mußte zu jeder Arbeit genöthigt werden, aber sie lernte spielend leicht und schon nach einem Jahre konnte der eifrige Lehrer den Stundenplan durch Heranziehung von Erd- und Geschichtskunde erweitern.

Diesen Lehrgegenständen brachte Toni das vollste Interesse entgegen.

Regungslos, mit großen wißbegierigen Augen lauschte das sonst so quecksilberne Kind den Vorträgen des Kandidaten, der es gar wohl verstand, die Herrlichkeiten fremder Länder auszumalen und die großen Thaten der Weltgeschichte dem Verständnisse des kindlichen Geistes anzupassen.

Die geschichtlichen Lieblinge Tonis waren vor Allem die Helden des griechischen Alterthums, und der greise Hofhund hatte in Folge dessen ein schwergeplagtes Dasein. Er mußte sehr gegen seinen Willen nach einander sämtliche von Hercules besiegte Unthiere, dazu auch noch den Minotaurus, die Gorgo und andere fabelhafte Unthiere darstellen und wurde von der kriegerischen Toni auf alle Arten berannt und bekämpft.

Frau Winter trug zur Erziehung Tonis auch ihrerseits durch Unterricht in Handarbeiten bei, leider mit geringem Erfolge.

Toni zerbrach die Nähadeln, bog die Strickadeln zur Gestalt von Fideibogen zusammen, wirrte Garn und Wolle zu unlöslichen Ballen, kurz, sie ärgerte die hitzige Lehrerin auf alle nur mögliche Art und Weise.

Gelang es ihr, den Argusaugen der Frau Winter zu entkommen, so verschwand sie vor Beginn der verhaßten Handarbeitsstunden und erschien erst wieder, wenn die dazu anberaumte Zeit verstrichen war.

Ihr Zufluchtsort war in solchen Fällen gewöhnlich das Gehölz hinten im Garten.

Dahinein traute sich Frau Winter nicht aus Furcht vor dem vielen Gethier, das darin herumkroch, sie stand dann rufend und scheltend am Eingange des Wäldchens, während Toni im dichten Laube eines Kastanienbannes versteckt mit unterdrücktem Lachen ihren Zornesausbrüchen lauschte.

Nach heint wanderte sie ihrem Lieblingsplatze zu und athmete hoch auf, als sie aus dem grellen Sonnenlichte in die kühle, laubumschattete Dämmerung trat. Gewandt wie ein Eichkätzchen kletterte sie auf einen niedrigstämmigen Kastanienbaum, der seine Nester über die Grenzmauer in das Gebiet des Nachbargartens breitete.

Sie hatte diesem bisher verödeten Garten schon manchmal einen heimlichen Besuch abgestattet, jetzt war ihr der Spaß verdorben.

Das einsame Schloß war plötzlich lebendig geworden. Zahlreiche Handwerker gingen aus und ein, dann kamen mächtige Möbelwagen, kostbare Spizenvorhänge wurden hinter den hohen Fenstern sichtbar, und endlich gestern waren die Besitzer selbst eingezogen.

Toni war sehr begierig, diese glücklichen Menschen kennen zu lernen. In ihren Augen hatten sie etwas von den Feen und Zauberern ihrer Märchenbücher, brauchten sie doch auch nur zu winken, um die herrlichsten Sachen zu ihrer Verfügung zu haben.

Das Gewitter war ihr ein arger Strich durch die Rechnung gewesen, mit verzehrender Ungeduld hatte sie das Aufhören des Regens erwartet und nun saß sie auf ihrem Laufherposten, das geliebte Märchenbuch lag unbeachtet auf ihren Knien. Nichts war zu sehen und zu hören.

Schon wollte sie, kurz entschlossen, einen Einfall in das Gebiet des Nachbargartens unternehmen, als Stimmen laut wurden, und bald darauf zwei helle Gestalten hinter dem nächsten Bosket hervorkamen.

Toni bog sich weit vor, um nichts von dem ersehnten Anblick zu verlieren.

An der Hand einer hübschen, jungen Dame ging ein Mädchen von etwa acht Jahren.

Ihr weißes, reichgesticktes Kleid wurde durch blaue Bänder zurückgehalten, auch durch das helle Haar schlang sich ein blaues Band.

Die Kleine war durchaus nicht hübsch. Das blasse Gesichtchen, die matten Augen, das farblose Haar gaben ihr ein verkümmertes Aussehen, aber sie besaß jene angeborene Bornehmheit, die nicht vom Reize der äußeren Gestalt abhängig ist.

Sie plauderte französisch mit ihrer Begleiterin. Toni, die eben bei den ersten Anfangsgründen dieser Sprache war, konnte dies beurtheilen.

Jetzt knackte ein Zweig unter der Hand der eifrig Lauschenden, die Kleine blickte auf.

„Ah mademoiselle“, rief sie, „voyez donc la jolie fille“. Die junge Dame suchte spöttisch die Achseln.

„Venez donc, comtesse Ella“, sagte sie, „ce n'est rien pour vous“.

Aber die kleine Gräfin beruhigte sich damit nicht.

„Venez donc ici, descendez donc“, rief sie Toni zu.

Wieder lächelte die Französin.

„C'est une petit mendiante“, sagte sie, „elle ne comprend pas le français, il faut parler allemand“.

„Du sollst herunterkommen, kleines Bettelmädchen“, rief nun Ella. Sie hielt sich genau an die Worte ihrer Bonne.

Toni's Stolz bäumte sich hoch auf. Sie warf den Kopf heftig zurück und sagte mit einem vernichtenden Blick auf die junge Gräfin:

„Ich bin kein Bettelmädchen, und da hinunter komme ich nur, wenn mir's so beliebt, nicht wenn man mir's befiehlt“.

Ein lautes, herzliches Lachen folgte dieser stolzen Rede.

Hinter dem Bosket trat ein hochgewachsener Mann von etwa 30 Jahren hervor. Sein tiefgebräuntes Gesicht war von einem dunklen Vollbarte umrahmt und aus den blauen kühnblickenden Augen lachte die helle Spottlust.

„Schön gesagt, kleine Hexe“, rief er Toni zu, „so muß man arrogante Leute abfertigen. Da haben Sie nettes Unheil angerichtet, Mademoiselle Blanche“, wandte er sich an die Bonne.

Die Französin verbeugte sich.

„Der Herr Graf beliebt zu scherzen“, sagte sie in gebrochenem Deutsch.

Der Graf erwiderte den koketten Blick des hübschen Mädchens mit einem leichten Lächeln, dann wandte er sich wieder zu Toni.

„Was müssen wir nun thun, um Prinzessin Heißperle zum Herabkommen zu bewegen? Ist's genügend, wenn wir alle drei, ich selbst habe zwar nichts verbrochen, demüthig um Verzeihung bitten? Komm, Ella, sei Du unser Dolmetscher“.

Die Kleine war gern bereit, ihre weiche liebliche Kinderstimme eignete sich zum Bitten besser als zum Befehlen.

Sie faltete die weißen Händchen.

„Bitte, kleines Mädchen“, flehte sie, „komm herunter und sei nicht mehr böse auf mich“.

Toni schien befriedigt.

„So geh weg dort“, rief sie herab.

Im nächsten Augenblick sauste das Märchenbuch vor die Füße der Stehenden, und gleich darauf stand Toni auf der Mauer, von wo sie mit einem kühnen Satz in den Gang hinabsprang.

„Da bin ich“, sagte sie, indem sie gleichgiltig das mißhandelte Buch aufhob.

„Wir haben die Ehre, das zu bemerken“. Der Graf griff dabei mit komisch gravitätischer Verneigung an seinen Hut

— „werden wir nun vielleicht die noch größere Ehre haben, zu erfahren, wie Hochdieselbe sich nennen, und welchen Titels wir uns zu bekleidigen haben? Ein Bettelmädchen sind wir also nicht“.

Toni glühte vor Zorn. Sie wandte sich entrüstet der Mauer zu, aber der Graf hielt sie zurück.

„Nein, nein, kein Bettelmädchen“, sagte er, „ich weiß es ja. Eine Fee? Auch nicht? Dann also ein simples Menschenkind wie wir? Unser Name?“

„Toni“.

„Und weiter?“

„Nichts“.

„Wir werden doch einen Vater, Mutter, Schwestern, Brüder haben?“

„Nein, einen Onkel“.

„Ah da sind wir. -- Und der ist?“

„Theaterkandidat“.

„Wertwürdiger Titel! Ein junger Schauspieler also?“

„Nein, kein Schauspieler. Und nicht jung — alt und häßlich“.

Der Graf konnte seine Heiterkeit nicht länger bemeistern.

„Ist sie nicht kostbar, Mademoiselle?“ wandte er sich an die junge Dame.

Die Französin zog verächtlich die Mundwinkel herab.

„Gassenmanieren“, sagte sie leise.

Toni hörte das Wort nicht, aber sie sah den impertinenten Ausdruck des hübschen Gesichtes und wurde purpurroth.

„Komm, Ella“, sagte sie, und reichte der kleinen Gräfin die Hand, als kenne sie dieselbe schon seit lange, „wir wollen vorausgehen, ich mag mich nicht länger ausfragen lassen“.

Der Graf rief der Davoneilenden noch einige neckende Worte nach, dann wandte er sich mit angelegentlichem Flüstern zu seiner hübschen Begleiterin.

Die beiden Kinder waren inzwischen aus dem Schatten der Bäume in den freien Theil des Gartens getreten.

Sorgfältig geschorene Rasenplätze dehnten sich hier, und zahlreiche Blumengruppen hoben sich wie farbenprächtige Medaillons aus ihnen ab.

Blühende Citronen-, Orangen- und Myrthenbäume hegten die vielfach gewundenen Gänge ein, welche sämmtlich vor der Rampe des Schlosses mündeten. Diese selbst war durch Ueberdachung mit weißer, purpurfäuniger Leinwand in ein lustiges Zelt verwandelt, dessen Seiten durch hohe Topfgewächse vor den Strahlen der Sonne geschützt waren. In einer Ecke dieser Veranda, da wo die zartgefiederten Blätter einer Zwergakazie bei jedem Luftzuge leise zitterten, stand ein reich und geschmackvoll arrangirter Theetisch. Der aromatische Duft des edlen Trankes drang schon aus dem silbernen Theekessel, und der reich gallonirte Diener wartete augenscheinlich auf den Befehl zum Anrichten.

In einer Chaiselongue, die neben dem Tische stand, ruhte eine bleiche Frau. Ihr Kopf war in weiche Kissen gebettet, ihre Augen sahen blicklos vor sich hin. Die Aehnlichkeit mit Ella war unverkennbar, dasselbe feine, farblose Gesicht, dieselbe undefinirbare Bornehmheit.

Leicht wie eine Gazelle sprang Ella die Stufen zur Veranda hinauf.

„Sieh nur, geliebte Mama“, rief sie eifrig, „sieh nur dies hübsche, kleine Mädchen. Sie heißt Toni und wohnt im Nebenhause. Sie soll nun alle Tage zu mir kommen, nicht wahr Mama?“

Sie legte schmeichelnd ihr blasses Gesichtchen an das der frankten Mutter.

„Gewiß, mein liebes Kind, wenn sie will“.

Die Gräfin strich dabei liebevoll über das seidenweiche Haar Ella's und ein Strahl zärtlicher Liebe brach aus ihren müden Augen.

Sie winkte Toni freundlich herbei und reichte ihr die fieberheiße Hand, die das wilde Kind ehrfurchtsvoll küßte.

Toni kannte diesen Akt der Ehrerbietung bisher nur aus ihren Büchern, ihrem kindischen Stolze schien eine Uebertragung desselben in's wirkliche Leben fast lächerlich, dennoch übte sie ihn hier unbedenklich aus.

Es lag in dem Wesen der Kranken eine unennbare Hoheit, welcher der leidenschaftliche Geist des Kindes sich unwillkürlich beugte.

Plötzlich verdüsterte sich das Gesicht der Dame. Sie blickte über die Kinder weg auf das nachfolgende Paar, dessen fröhliches Lachen zu ihr herüberklang.

Der Graf sah die Gruppe auf der Rampe. Er warf die Cigarre weg und winkte grüßend hinauf. Seine Begleiterin verließ ihn sofort, sie eilte an das Lager der Kranken und erkundigte sich ehrfurchtsvoll nach deren Befinden.

„Ziemlich!“ — die Antwort klang kühl und schroff — „Sie sollten Ella nicht soviel sich selbst überlassen, Mademoiselle!“

„Gnädige Gräfin, ich —“

Die Gräfin winkte abwehrend.

„Bitte“.

Wort und Geberde waren unnahbar hochmüthig.

Die Französin zuckte zusammen, unter ihren langen Wimpern hervor schoß ein nicht zu unterdrückender Blick des Hasses auf die Kranke.

Der Graf stieg langsam die Stufen zur Veranda herauf. Er sah die eifige Miene seiner Gemahlin und warf sich mit einer halbunterdrückten Geberde der Ungebuld in einen Sessel, der, durch den Ruck in Bewegung gesetzt, dröhnend an die Hauswand anfuhr.

Die Kranke griff nach der Stirn.

„Ach, verzeih' mir“, entschuldigte sich der Graf, „ich war ungeschickt“.

Er rückte den Sessel wieder zum Tische und vertiefte sich in die Betrachtung seiner wohlgepflegten Nägel. Ein gelangweiltes Lächeln spielte um seine etwas zu vollen Lippen.

Die Gräfin wandte sich wieder mit dem nachlässigen Tone der Gebieterin an die Bonne.

„Wollen Sie sich gefälligst zu einem Gange nach der Stadt bereit machen? Ich habe Ihnen hier einige Commissionen notirt“.

Die Französin verbeugte sich und ging.

„Sie mögen anrichten, Johann“, befahl die Gräfin, „hier, Ella, komm zu mir. — Und Du, wie heißest Du? — Toni! — Schön, liebe Toni, setze Dich dorthin“.

Ein aufmunternder Blick begleitete die sanften Worte.

Das viele Reden schien die junge Frau angegriffen zu haben, sie lehnte sich abgespannt in die Kissen zurück.

„War der Geheimrath schon bei Dir, mein Kind“, wandte sich der Graf jetzt wieder an seine Gattin, „was sagt er, daß wir St. Moritz verlassen haben? Billigt er die Ueberstiedlung“.

„Nein“. — Die Kranke sagte das kalt, abstoßend, sie wandte den Kopf nicht dem Frager zu.

Der Graf richtete sich ärgerlich auf, er schob die Tasse zurück, welche der Diener eben füllen wollte.

„Ich esse im Club! — Den Wagen“.

Der Rest der Mahlzeit verging in Schweigen, und Toni blickte mit ihren klugen Augen verwundert von einem zum anderen.

Diese reichen Leute schienen durchaus nicht so glücklich, wie sie vermuthet hatte, ein dunkles, unklares Etwas lag wie ein Schatten auf dieser Familie.

Der Wagen wurde gemeldet, und zu gleicher Zeit erschien die Kammerfrau, um die Chaiselongue der Gräfin in's Schloß zu rollen.

„Nimm Abschied von Deiner kleinen Freundin, Ella, und begleite mich hinein, die Abendluft möchte Dir schaden“.

Die Gräfin reichte Toni bei diesen Worten die Hand.

„Morgen Nachmittag kommst Du wieder“, fügte sie freundlich hinzu, „dann soll Dir Ella ihre Bücher und Spielsachen zeigen“.

Sie nickte ihrem Gemahl einen kühlen Gruß zu, den dieser ebenso erwiderte und ließ sich hineinfahren.

Ella nahm zärtlichen Abschied von der neuen Freundin, dann sprang sie der Mutter nach.

Auch der Graf erhob sich. Er streckte sich aufathmend, als ob er eine schwere Last von sich abwälzen müsse.

„Komm, kleine Hummel“, sagte er dann in dem früheren munteren Tone, „komm und sieh mich einsteigen, meine schönen Pferde werden Dir gefallen“.

Auf dem Kiesplatze vor der Front des Hauses stand die elegante Equipage.

Toni war entzückt.

Sie trat mit dem Grafen furchtlos zu den prächtigen Rappen, streichelte die schönen Thiere und reichte ihnen einige Stücke Zucker, die der Bediente herbeischaffen mußte.

Der Graf sah ihr mit beifälliger Miene zu. Er wollte das glühende Gesichtchen des Kindes streicheln, aber Toni stieß die lieblosende Hand hastig zurück. Sie sah ihn mit ihren großen Augen furchtlos und trotzig an.

Er lachte.

„Du bist ja ein wahrer Feuerteufel, kleiner Schwarzkopf“, rief er, „nun warte nur, wir werden doch noch gute Freunde werden“.

Er sprang in den Wagen, ergriff die Zügel und war im Nu hinter dem Gitter verschwunden.

Die Straße lag schon in tiefem Schatten, als Toni schnellfüßig der heimischen Gartenpforte zulief.

Sie war schon vermißt worden.

Da stand Frau Winter in der Hausthür, mit scharfem Auge umherspähend, und eben huschte der Kandidat wie ein aufgeschuchter Dämmerungsfalter aus einem Seitengange hervor.

Er war im Begriff gewesen in's Theater zu gehen, als er die schreckliche Entdeckung machte, daß Toni fehlte.

„Im Wäldchen auch nicht, rief er eben, ich muß sofort —“

Was er wollte, erfuhr Niemand, denn hinter ihm stürmte es heran, und weiche Kinderarme umschlangen ihn.

„Hier bin ich schon Onkel“, rief Toni, „ich muß Dir viel erzählen, komme nur“.

Sie zog den Kandidaten mit sich fort nach der Bank vor dem Hause.

Frau Winter stemmte die Arme unter wie immer, wenn sie eine Strafpredigt beabsichtigte, aber Toni ließ sie heut nicht zu Worte kommen. Sie sprudelte schon mit der ihr eigenen Beredtsamkeit das Erlebte hervor, und wurde nicht müde, ihr Abenteuer in den glänzendsten Farben auszumalen.

Frau Winter warf einiges von „Dummheiten“ und „verwöhnt werden“ dazwischen, aber sie empfand nichtsdestoweniger eine große Genugthuung und noch am nämlichen Abende stand sie am Waschkasse, um ein frisches Kleid für Toni's nächsten Besuch im gräflichen Schlosse herzurichten.

Der Kandidat mochte seinem Lieblinge die Freude nicht verderben, er machte ein heiteres Gesicht zu ihren Berichten, aber heimlich war's ihm nicht wohl dabei.

Würden nicht die neuen, glänzenden Eindrücke sie seiner Häuslichkeit, ihm selbst entfremden? Waren nicht jetzt schon alle Gedanken des Kindes drüben im Schlosse, sprach sie nicht von der franken Gräfin mit einer Liebe, deren hundertsten Theil sie ihm nicht für alle seine zärtlichsten Sorgen gewährt hatte?

Ein Gefühl des Neides überkam ihn, aber er kämpfte es tapfer nieder und hörte lächelnd der kleinen Schwägerin zu, die ihn noch von ihrem Bette aus von prächtigen Blumen, schnaubenden Rossen und boshaften Bonnenaugen unterhielt.

„Sie hat Augen wie unseres Gärtners Kaze“, klang es noch schlaftrunken aus dem Kämmerchen, dann wurde es still drinnen.

Von jetzt an war Toni ein gern gesehener Gast im Nachbarhause. Sie brauchte nun nicht mehr halbsbrecherische Zaunwege einzuschlagen, und auf verbotenes Terrain heimliche Einfälle zu machen, vollberechtigt trat sie durch das Gitterthor mit den vergoldeten Spizen und wurde mit lautem Jubel empfangen, wenn sie um die Hausecke bog, und Ella sie von der Veranda aus bemerkte.

(Fortsetzung folgt.)

# Gedichte in Prosa.

(Von Ivan Turgenjew.)

## „Die Rose“.

„Es war Ende August und der Herbst schon da. Die Sonne ging eben zur Ruhe. Ein plötzlicher Regen, ohne Blitz und Donner, hatte sich über unsere weite Ebene ergossen.

Ueberfluthet vom rothen Glanze der Abendsonne und vom Regenguß glühte und dampfte der Garten vor dem Hause.

Sie saß am Tische im Gastzimmer und blickte, in Nachdenken versunken, durch die halbgeöffnete Thür in den Garten.

Ich wußte, was damals in ihrer Seele vorging; ich wußte es, daß nach langem, qualvollem Kampfe sie in diesem Augenblicke sich einem Gefühle hingab, dessen sie nicht mehr Herr werden konnte.

Plötzlich erhob sie sich, schritt eilig in den Garten hinaus und verschwand dort . . .

Die Uhr schlug einmal . . . ein zweites Mal; sie kehrte nicht zurück.

Da stand auch ich auf; verließ das Haus und ging die Allee hinunter, durch die — ich zweifelte nicht daran — auch sie gegangen war.

Kingsum war Alles in Dunkel gehüllt; die Nacht war heraufgezogen. Aber inmitten der Finsterniß leuchtete auf dem feuchten Sande des Weges mir doch ein runder Gegenstand entgegen.

Ich beugte mich nieder: es war eine kaum aufgeblühte Rose . . . Vor zwei Stunden, da hatte ich diese Rose noch an ihrer Brust gesehen.

Vorsichtig hob ich die in den Schmutz gefallene Blüthe auf und als ich in's Zimmer zurückgekehrt war, that ich sie auf den Tisch, vor dem Sessel, auf dem sie erst gefessen.

Da kam endlich auch sie wieder, durchschritt leichtfüßig das Zimmer und nahm am Tische Platz.

Ihr Antlitz war blasser geworden, aber auch lebensvoller; rasch, und wie in heiterer Verwirrung hüpfen die gleichsam kleiner erscheinenden Augen unter den gesenkten Lidern hin und her.

Plötzlich ward sie die Rose gewahr, ergriff sie und betrachtete ihre welken, beschmutzten Kelchblätter; dann blickte sie mich an und in ihren Augen erglänzten Thränen.

„Warum weinen Sie?“ fragte ich.

„Um diese Rose. Sehen Sie, was aus ihr geworden!“

Ich glaubte, ich werde nun etwas sehr Tief sinniges sagen: „Ihre Thränen waschen diesen Schmutz fort,“ sagte ich mit bedeutsamem Nachdruck.

„Thränen waschen nichts fort, Thränen brennen nur!“ antwortete sie, wandte sich dem Kamin zu und warf die Blume in die ersterbende Flamme.

„Das Feuer brennt noch besser als Thränen“, rief sie fast übermüthig — und ihre schönen Augen, in denen noch die Thränen glänzten, lachten verwegen und überglücklich.

Und ich verstand, daß auch sie — dem Feuer zu nahe gekommen war“.

**Postsparkassen.** Eine neue Institution, die sich in England und Belgien so segensreich bewährt, ist nun auch in leztvergangener Zeit in Oesterreich in's Leben gerufen worden. Neben 326 Sparkassen, deren Benutzung viel zu weitläufig und umständlich, auch an viel zu hohe Beträge gebunden ist, als daß sie dem ganz kleinen Mann zu Reservoirs für die minimalen Ueberschüsse des täglichen Erwerbes über das Tagesbedürfniß dienen könnten, stehen der Bevölkerung der Erblande jetzt viertheilstausend Postsparkassen auch für die allerkleinsten Einlagen zu Gebote. Für fünf Kreuzer oder 10 Pf. Reichsgeld erhält man eine Postsparkarte, für zehn solcher Sparkarten oder eine Mark ein „Einlagebüchel“ — beides ohne jede weitere Mühe und Kosten. Die Postsparkasse gestattet jedem Einleger nur ein Einlagebüchel, auf das nicht über 2000 Mark eingezahlt werden dürfen; ja Umgehungen dieser Vorschrift werden mit der Konfiskation des Gelbtrages bedroht. Dagegen übernimmt die Post, in Folge Auftrages des Einlegers, auch den Ankauf von Staatsrente, die ihm dann reichlich fünf Prozent trägt, ohne jede Berechnung von Courtage, bis zur Höhe des Einlagebetrages. Natürlich liegt der Regierung viel daran, die gemeinnützige Anstalt auch für die Verbreitung und Beliebtheit der Staatsrenten ausgiebig nutzbar zu machen. Die Postsparkasse hat deshalb bereits einen festen Standplatz für einen Vertreter an der Wiener Börse erworben, wofür die Börsekammer ihr den sonst üblichen Einkaufspreis von 2000 M. geschenkt hat. Ueberhaupt geht man scharf in's Zeug, um die Institution beliebt zu machen: der Kaiser hat das Sparkassenbüchel Nr. 1 auf seinen Namen ausstellen lassen und den Gegensein eigenhändig unterzeichnet. Auf welchen Betrag ist unbekannt, da selbstverständlich strengstes Amtsgeheimniß über allen Personalangelegenheiten waltet. Ein Packungsfabrikant nahm für jeden seiner 1700 Arbeiter ein Büchel zu einer Mark, und an Druckerarbeiten für diesen Zweck hat der Staat, der allein zwei Millionen „Belehrungen“ umsonst vertheilen ließ, gegen eine Viertelmillion Mark ausgegeben. Das Gros der Arbeiter drängte am ersten Sonntage nach der Eröffnung zu Tausenden vor jeden Postschalter um „Einlagebüchel“ zu lösen und Einzahlungen zu machen. Man verspricht sich in Oesterreich von der Einrichtung einen namhaften Erfolg in volkswirtschaftlicher Hinsicht.

**Eisgleiten.** Welche Bezeichnung für dieses Wintervergnügen der Kinder ist die richtige? Das „Schulblatt der Provinz Sachsen“ schreibt darüber: „In der Gegend von Erfurt und Sömmerda „glännert“ die liebe Jugend, während sie in Halle und Umgegend „gländert“. Gleiches bezeichnet man in der Nähe von Bremen und im Holsteinischen mit „glitschen“, in Neuhaldensleben mit „gliffen“, bei Schwerin in Mecklenburg mit „glätschen“. Diese Bezeichnungen sind augenscheinlich der Natur des Dahingleitens über die glatte, glänzende Eisfläche nachgeahmt und man kann sie also in gewissen Sinne Naturlaute nennen. Die nachfolgenden sind es nicht minder, nur ahmen sie mehr das beim Dahingleiten entstehende Geräusch nach. In der Gegend von Hannover, Kassel, Artern, Nordhausen, Mühlhausen i. Th., Osterode a. S. gehört zu den Winterfreunden der Jugend das „Schurren“, in dem Landstriche, der durch die

Städte Sangerhausen, Merseburg, Hettstedt, Nischersleben, Quedlinburg, Halberstadt, Althaldensleben und Klöße bezeichnet wird, das „Schlickern“ und in Magdeburg, Schönebeck, Calbe a. d. S., Löbejün, Berlin, Potsdam, Anna das „Schlittern“. In Zeitz und Weizenfels und östlich davon der Elbe zu, bei Domitz, Torgau und Liebenwerda muß seitens der Polizeiverwaltungen event. das sogenannte „Schuffeln“ auf den Bürgersteigen untersagt werden, während der „gemüthliche Sachse“ in der Dresdener Gegend und südlich davon Gefahr läuft, in Folge der Nichtachtung solcher Verbote von Seiten der in diesem Falle besonders gewissenlosen Jugend durch Ausgleiten auf den „Tschinnern“ oder „Tschindern“ den Boden unter sich zu verlieren. In der Rößener Gegend gehen die Kinder „schliffen“, in Querfurt „schullern“, bei Startzberge „schorlen“, bei Heiligenstadt „zischen“, bei Güterbrog und Wittenberg „schluttern“ und in und bei Freiburg a. d. U. „schollern“ und „schorren“. Trotzdem bei diesen Belustigungen beinahe alle die Nase und noch mehr ein anderer gewisser Körpertheil zeitweilig in recht unliebsame Berührung mit der harten Eisdecke kommt, so zeigen die Kinder doch dabei eine Unverbroffenheit und Ausdauer, die wir bei einer besseren Sache nicht selten von ihnen vermissen. Es wird ungeachtet solcher Zwischenfälle in Gotha munter weiter „geschubert“, in Schlesien und Posen wird tapfer fort „geschunschert“ oder „geschinschert“, bei Mühlhausen i. E. wird weiter „geschliff“ und bei Mühlhausen i. Ostpr. wird fort „geschurgelt“. In Schmiedefeld nennt man es „zischen“, in Heinrichs (Thür. Wald) „Schofchen“, in einer Gegend Württembergs „schleifen“. Das Sühler Kind hat aber neben diesen Benennungen gewiß die klangvollste und dabei nicht minder treffende, wenn es freudestrahlend ruft: Ich gehe „schumeien!“ In Sagan wird „geschindert“, in Glogau schließlich „gefahschelt“.

**Chlo und Pschutt.** Der Chic ist beseitigt, todt, begraben, der Pschutt ist an seine Stelle getreten. Was ist Pschutt? hört man fragen. Was ist Chic? lautet die Gegenfrage. Chic ist Schick, stammt auch bekanntlich von unserem deutschen Ausdruck. Es bedeutet Gewandtheit, reizende Ungezwungenheit, Geschmack in Haltung und Kleidung, künstlerisches Gepräge; besonders jenes persönliche, ursprüngliche, selbständige Wesen in Allem, was guten Geschmack und Benehmen betrifft. Man kann nach dem neuesten Geschmack gekleidet und untadelhaft in Auftreten und Benehmen sein und trotzdem gar keinen Chic besitzen. Außerhalb seiner Stadt erkennt der Pariser seinen Mitpariser an dem Chic, welchen der Provinziale in seiner Heimath nie erwirbt und sehr bald wieder verliert, wenn er Paris nicht mehr bewohnt. Grade weil der Chic Gemeingut der Pariser geworden, ist er jetzt durch den Pschutt ersetzt worden. Ursprünglich wurde der Ausdruck gebraucht, um eine Rede abzuschneiden und die Aufmerksamkeit auf etwas zu lenken, z. B. auf den Anzug neuesten, ausschweifendsten Schnittes. Pschutt wurde dadurch noch mehr zum Ausruf der Be- und Verwunderung. So erklärt es sich, daß der Pschutt den Chic verdrängte, als dessen neueste Umgestaltung, gewissermaßen zu dessen Supersativ geworden ist. Der Pschutt ist deshalb bis heute noch auf die Kreise der eleganten Lebewelt beschränkt.